

■ AUS BERNER SICHT

Einfach mal verreisen



VON DENNIS BÜHLER

Die Sommerferien haben begonnen, das Sommerloch ist aufgeklafft, die sauren Gurken liegen überall. Zu keiner anderen Jahreszeit

ist es schwieriger, Schlagzeilen zu produzieren, deren Haltbarkeit länger als nur bis zur nächsten Zeitungsausgabe währt. Umso begeisterter stürzt sich die Journaille bei dieser Ausgangslage auf ein aufsehenerregendes Urteil, wie es das Bundesgericht am Donnerstag zur Frage gefällt hat, ob muslimische Schülerinnen mit Kopftuch den Unterricht besuchen dürfen. Und ist gewillt, Reaktionen einzuholen und der Bedeutung des Entscheids auf den Grund zu gehen.

Die Politiker stehen Gewehr bei Fuss, klar. Sie sind immer erreichbar, Ferien haben sie nie. Grösstenteils stehen ihre Handynummern für jedermann einsehbar im Internet. Die SVP spricht vom «Anfang vom Ende der Schweizer Gesellschaft», die CVP will sich profilieren, der Grünen-Nationalrat Daniel Vischer wirft im Gegenzug Christophe Darbellay vor, ein «Nonvaleur» zu sein. Typisches Politiker-Hickhack eben.

Wo aber sind die Wissenschaftler, die über der Sache stehen, die fern von Parteiinteressen Analyse und Einordnung bieten könnten? Der Basler Staatsrechtler Markus Schefer weilt in den USA, die Luzerner Ordinaria Martina Caroni ist auf einer mehrtägigen Bergtour. Die Zürcher Professoren Biaggini, Diggelmann, Kiener, Kley und Uhlmann sind genauso abgetaucht wie Daniela Thurnherr von der Universität Basel oder der Berner Walter Kälin. Sie alle machen es richtig: Im Juli sollte man verreisen. Durchatmen und Abstand gewinnen. Den Politikern täte eine Auszeit gut. Und den Journalisten auch.

Dennis Bühler ist Inlandredaktor der «Südschweiz».

■ SCHWEIZERHÖFLI

Uelis Ausverkauf



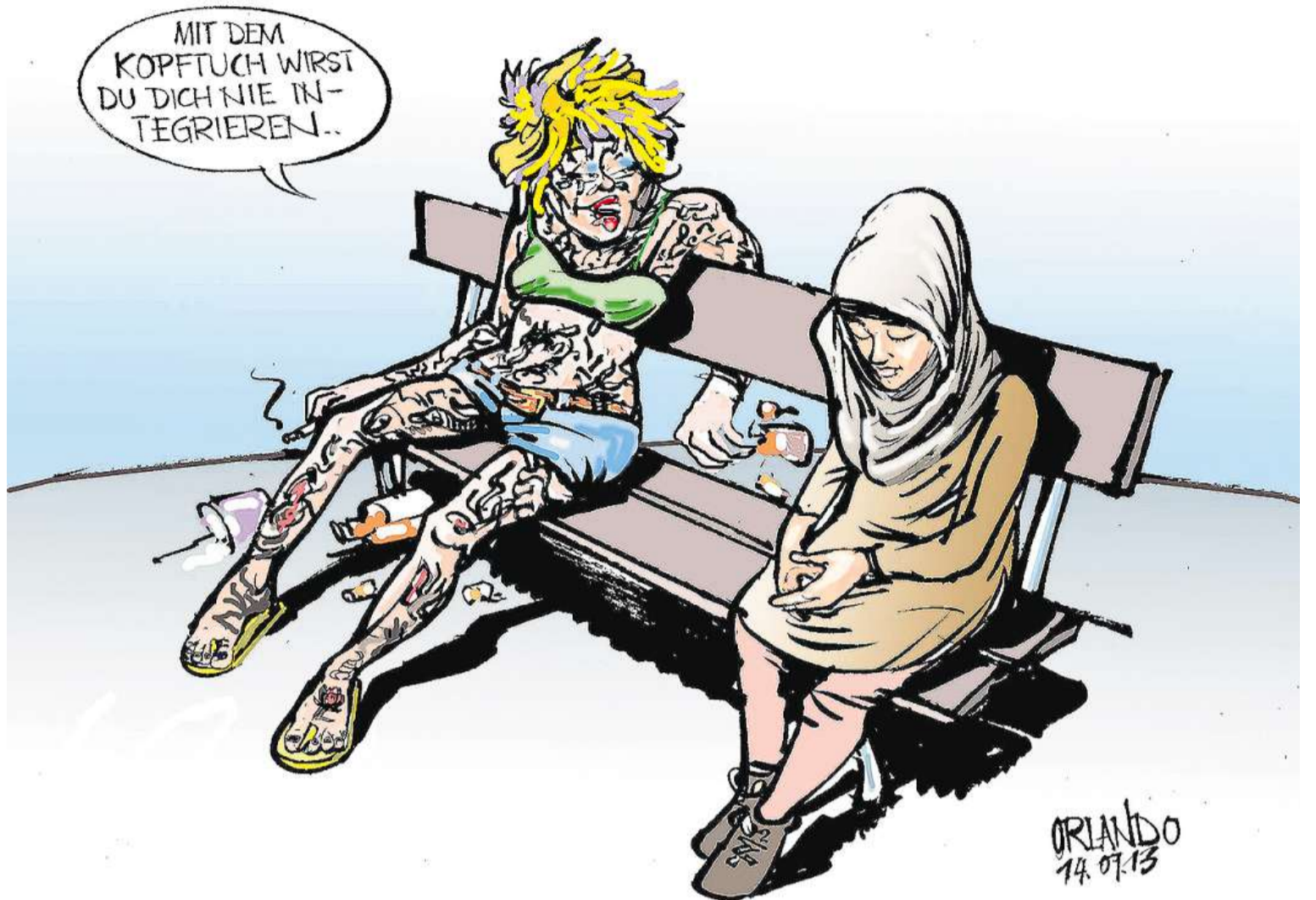
VON MARC SCHWITTER

Am Stammtisch. Peter legt die Zeitung weg und wendet sich an Koni. «Hast du es schon gehört? Die Armeesaison ist durch, jetzt kommt der Schlussverkauf. Der Ueli Maurer will 8000 Bunker loswerden.» Koni seufzt und bestellt noch einen Kaffee. «Ich befürchte, das ist erst der Anfang. Wenn es mit der Armee so weitergeht, kommt wohl bald die Patrouille Suisse auf den Flohmarkt. Und die Panzer gibt es dann in der Migros, mit fünffachen Cumulus-Punkten.» Peter überlegt. «Eigentlich sollte man aus den Bunkern Büros für Investmentbanker machen. Dann können die nicht mehr so leicht das Geld zum Fenster hinauswerfen.» Koni: «Ich glaube, dass es besser ist, wenn wir denen die Fenster lassen. Ein bisschen mehr Weitsicht tut denen gut.» Peter nickt. «Aber für die Steuerflüchtlinge könnten die Bunker durchaus interessant sein. Dort ist ihr Geld im Moment wohl sicherer als auf Schweizer Banken.»

Koni nimmt einen Schluck Kaffee. «Weshalb haben wir eigentlich so viele Bunker? Besteht unser Land denn nur aus Löchern? Löcher in den Bergen, Löcher im Käse, Löcher in der Kasse der Armee ...» Peter: «So schlimm ist das jetzt auch wieder nicht. Der Maurer macht ja schon, was er kann, um zu sparen. Die Gsoa hat ihm bereits eine Ehrenmitgliedschaft angeboten, so effizient wie er die Armee abbaut.» Koni winkt ab. «Mir solls ja recht sein. Es schadet ja nie, wenn auch das Militär beginnt, wirtschaftlich zu denken. Mit den Bunkern lässt sich sicher noch ein gutes Geschäft machen.» Peter leert sein Glas Wein. «Genau. Und am Schluss gibt die Armeeführung noch eine CD heraus, mit Hits wie 'Dä Ueli hät än Bunker verchauft' oder 'Das chunt eus günschtig vor'»

Marc Schwitter aus Rapperswil-Jona arbeitet unter anderem als Pointenschreiber für Giacobbo/Müller. www.textpingpong.ch.

■ ORLANDOS WOCHENSCHAU



■ KOLUMNE VON NIKLAUS BRANTSCHEN*

Was fehlt, wenn nichts mehr fehlt?

Sommerferien. Zeit der Ruhe und Erholung. Zeit auch zum Lesen. Bei mir im Reisegepäck findet sich ein Gemeinschaftswerk zweier hellwacher Geister: Robert Skidelsky, ein namhafter Wirtschaftshistoriker, und sein Sohn Edward, seines Zeichens Philosoph, schreiben in ihrem Buch «Wie viel ist genug?» gegen die Unersättlichkeit an und plädieren für mehr Genügsamkeit. Wobei sie gleich anmerken, dass ein Teil der Welt nicht unersättlich, sondern schlicht nicht satt ist.

Unersättlichkeit hat es immer gegeben. Der Hang zur Masslosigkeit ist uns sozusagen in die Wiege gelegt. Positiv formuliert: Wir sind auf Unendlichkeit ausgerichtet und haben, wie die Alten sagten, einen unbegrenzten Appetit. Da überrascht es nicht, dass Dichter und Denker stets nicht nur Grundtugenden wie Klugheit, Gerechtigkeitssinn und Zivilcourage als lebensnotwendig erachtet haben, sondern auch das Masshalten. So hat etwa der Fabeldichter Äsop Zeitgenossen, die nie genug bekommen konnten, mit Geschichten wie der folgenden gewarnt: Ein Mann, dessen Henne goldene Eier legte, schlachtete das Federvieh in der Hoffnung, in dessen Innern einen währschaften Klumpen Gold zu finden. Doch es war ein ganz communes Huhn. Der Mann, der sich vom Tod der Henne grossen Reichtum versprochen hatte, kam stattdessen durch seine Eier vollends um die Gabe, die er täglich erhalten hatte.

Und heute? Auf einer Wanderung kam ich neulich zu einem Aussichtsturm. Unten am Turm stand ein etwa vierjähriger Junge. Er schaute die vielen Stufen empor und sagte zu seiner Mutter: «Der ist aber hoch!» Die Mutter: «Wie hoch? Mega hoch?» Der Junge: «Nein, nicht mega hoch, mega giga hoch!» Die Freude an Superlativen scheint Ausdruck einer gängigen Haltung zu sein, die sich mit gut – besser, schnell – schneller, hoch – höher, schön – schöner oder ähnlich charakterisieren lässt. Was steckt dahinter? Der Gründe sind viele. Einer davon ist wohl amerikanischen Ursprungs: das staatlich verordnete «Streben nach Glück». Heisst es doch in den ersten Zeilen der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, die Aufgabe des Staates bestehe darin, den Bürgern und Bürgern Leben, Freiheit und das Streben nach Glück («pursuing and obtaining happiness») zu ermöglichen. Am Anfang der Geschichte Amerikas steht also die Aufforderung, glücklich zu sein. Diese Option ist die treibende Kraft des American Way of Life, der uns fasziniert – und manchmal auch erschreckt. Denn mit der

Zeit hat sich eine Art Virus der Masslosigkeit eingeschlichen, und das Glücksstreben hat sich «materialisiert».

Doch Hand aufs Herz: Das Haben- und Mehrhaben-Wollen (oder zumindest die durch Werbung allüberall geweckte Sehnsucht danach) ist weltweit zu einer Grundhaltung geworden. So konnte etwa der thailändische Friedensaktivist Sulak Sivaraksa sagen, «Consumerism» sei nunmehr die vorherrschende Religion der Welt. Der erste Glaubenssatz dieser «Religion», so könnte man ergänzen, lautet: «Ich kaufe, also bin ich.»

Das alles ist, wie gesagt, nicht neu. Neu ist die Unverblümtheit, mit der es ausgelebt wird. Bis vor Kurzem wurden Gier und Masslosigkeit noch als Untugenden geächtet, und das nicht nur in der christlich abendländischen Tradition. Im Buddhismus etwa gehört Gier neben Hass und Verblendung zu den drei Giften, die jegliches Zusammenleben vergällen. Gier hat es immer gegeben, doch sie wurde angeprangert. Heute scheint es chic zu sein, Lastern zu frönen: Gier und Geiz sind «geil»; Habsucht geht als berechtigtes Eigeninteresse durch; endloses Wachstum wird als Überlebensnotwendigkeit dargestellt.

Diese Umwertung der Werte decken die Skidelskys auf. In unseren Breitengraden, wo die meisten mit allem Wichtigem längst versorgt sind, halten sie weiteres Wachstum für sinnlos, ja zerstörerisch. Und so stellt sich die Frage: Was fehlt, wenn nichts mehr fehlt? Was brauchen wir? Was macht ein gutes Leben aus? Der Mensch lebt ja bekanntlich nicht vom Brot allein. Er stirbt vielmehr am Brot allein. Es braucht beides, Geld und Geist, Haben und Sein. Die inneren Werte und die äusseren, das Glück, das mir die Dinge der Welt geben, und das Glück, das ich mit keinem Geld der Welt kaufen kann. «Glück» in diesem umfassenden Sinn schwebte denn auch den Gründern Amerikas vor. Zumindest für Jefferson war Glück nicht zu trennen von Mässigung, Musse und gerechtem Verhalten – kurz: vom «guten Leben».



* Niklaus Brantschen, Jesuit und Zen-Meister, wirkt im Lassalle-Haus und im Lassalle-Institut Bad Schönbrunn in Edlibach (Zug).

■ TWEETS DER WOCHE

«**Wenns euch mal nicht gut geht, einfach 'Wind of Change' anhören ... Es geht nämlich immer auch noch schlechter. #servicetweet**»
Drauf gepfeifen: Die deutsche Moderatorin und Autorin Miriam Pielhau (@miriampielhau) kann den Scorpions-Hit «Wind of Change» nicht (mehr) hören.

«**Salman Rushdie will Schweizer werden: Er würde dafür sogar den Namen anpassen in Salman Röschti.**»
Der Schweizer Komiker Peach Weber (@PeachWeber) über den Besuch des weltberühmten Schriftstellers Salman Rushdie in der Schweiz.

«**Ich habe einen Jongleur angestellt, der mir immer die heissen Aufbackbrötchen aus dem Ofen holt.**»
Musikproduzent Christian Pokerbeats (@Pokerbeats) weiss sein Geld gut zu investieren. Der Zmorge ist gerettet.

«**#Papst #Franziskus spricht auf der Insel #Lampedusa von einer 'Globalisierung der Gleichgültigkeit' – der Mann beginnt mich zu interessieren.**»
Bei seinem jüngsten Besuch der Insel Lampedusa hat Papst Franziskus deutliche Worte gefunden, um an das Flüchtlingsdrama zwischen Afrika und Europa zu erinnern. Bei Adrian Schweizer (@adi_schweizer) kamen die Worte an.

«**Eben 'Get Lucky' im Zahnarztstuhl gehört. Schwierige Aufforderung, wenn gerade an einem herumgehört wird!**»
Lust auf intime Abenteuer kommt bei Urs Gredig (@ursgredig), Ex-Moderator der «Tagesschau», auf dem Zahnarztstuhl nicht auf – auch nicht, wenn der Sommer-Hit «Get Lucky» des Duos Daft Punk im Hintergrund läuft.